

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 42 (1948)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen — Comptes rendus

Werner Weisbach: Religiöse Reform und mittelalterliche Kunst. — Benziger-Verlag Einsiedeln-Zürich. 1945.

Das Dr. Hans Schneider-Christ in Basel gewidmete Werk ist das Ergebnis vieljähriger Arbeit. Werner Weisbach, bis jetzt vor allem als geistvoller und oft eigenwilliger Deuter der barocken Kunst bekannt, unternimmt es in diesem seinen neuesten Buche, auf wenig begangenen Wegen ins Zentrum hochmittelalterlicher Kunst zu stoßen. Er setzt sich zur Aufgabe, die Wandlungen des religiösen Lebens (der Liturgie, der Gebetshaltung etc.) in der Architektur und Plastik der früh- und hochromanischen Kunst aufzuzeigen, umgekehrt gesagt, zu untersuchen, wieweit eine bedeutende religiöse Reformbewegung die Kunst beeinflusst und allmählich umgestaltet. Im Mittelpunkt seiner Untersuchungen steht naturgemäß die Darstellung der Auswirkungen der cluniazensischen Reform.

Weisbach teilt den Stoff in fünf ungleich große Kapitel. Im einleitenden kurzen Abschnitt erläutert er vor allem den Begriff der religiösen Reform und illustriert die Arbeitsweise des mittelalterlichen Künstlers. In einem zweiten Kapitel wird die künstlerische Kultur im karolingischen Reich in ihrer Eigenart umrissen, die das Erbe der Antike weiterträgt und das Christentum dem Laufe der Welt anzupassen unternimmt. Das dritte Kapitel ist rein historischer Art; es schildert die Bedeutung des Cluniazenser-Ordens, seine Einwirkung auf die sittliche Hebung der ritterlichen Gesellschaft, die Ausstrahlungen, die von Frankreich nach Deutschland und Spanien gehen, schließlich die Verweltlichung des Ordens, die den neuen Reformorden den Weg ebnet, den Zisterziensern, Kartäusern und Prämonstratensern.

Das vierte, umfänglichere Kapitel gilt der Architektur. Die Art, mit der eine Kunsttheorie auf die Architektur angewendet wird, stellt vielfach einen Prüfstein für ein ganzes kunstgeschichtliches System dar. Weisbachs Darstellung, die weit ausholt und gründlich dokumentiert ist, hinterläßt einen etwas zwiespältigen Eindruck. Nicht einig gehen wird man mit ihm in der zu weitgehenden Betonung des « cluniazensischen retrospektiven Gedankens ». Er sieht z. B. in der Ostung der Kirche einen Hinweis auf den christlichen Osten, « die Übernahme einer Grundidee der Petersbasilika in Rom ». St. Peter im Vatikan und alle andern frühen Basiliken Roms (die Lateransbasilika, S. M. Maggiore, S. Lorenzo fuori vor dem Umbau unter Sixtus III., S. Alessio etc.) sind just nach Westen gerichtet. Der Verzicht auf die Anlage eines Westchors darf nicht als reformerisch (resp. Zurückgreifen auf altchristliche Baugedanken) interpretiert werden, denn die Doppelchörigkeit, die man gerne als etwas typisch Germanisches auf-

faßt, erscheint schon 425 an der Reparatusbasilika in Orléansville sowie in anderen nordafrikanischen Basiliken (Matifu, Damus el Carità) und stellt auch in romanischer Zeit einen Sonderfall dar. Das Eliminieren der Krypten wird von Weisbach damit begründet, daß sie « durch ihre starke Erhebung im östlichen Teil der Kirche die horizontale Blickführung beeinträchtigen » ; das stimmt, aber just diese Erhebung des Altarraumes steigert die Wirkung des Hochaltars ganz ungemein. Der Verzicht auf Krypten dürfte mehr in rein liturgischen Vorschriften (Chordienst) zu suchen sein. Wenn an einer Stelle (S. 48) die Wölbung des Hauptschiffes des Domes von Speyer vom cluniazensischen Geist mitbeeinflußt sein soll, als Ausdruck der religiösen Erhebung, so liest man wenige Seiten später, wie die Hirsauer Richtung, also die deutsche Form des Reformordens, die flachgedeckte Säulenbasilika zum Bauschema erhob. Sehr sorgfältig und mit teilweise überraschenden Resultaten hat Weisbach die Forschungsergebnisse über die zweite und dritte Kirchenform von Cluny verwertet. Aber sein Versuch, das religiöse Erlebnis eindeutig in Architektur übersetzt zu sehen, ist nicht ganz geglückt. Man erinnere sich der fast in allen Linien widersprechenden Haltung der Kirchen der Cluniazenser und Zisterzienser, die beide aus dem gleichen religiösen Erlebnis stammen. Unbefriedigend sind die allzu knappen Ausführungen über die Kirchen der Zisterzienser. (Ganz generell sei gesagt, daß es in der Kunst immer schwer sein wird, aus ihr die religiöse Haltung der Zeit oder gar des Künstlers abzulesen. Man denke etwa an die süßerbaulichen Madonnenbilder Peruginos, der Atheist war ! Der ungeheure Wandel der italienischen Architektur von 1400 bis 1500 wird durch keinerlei Wandel im religiösen Empfinden bedingt. Dies nebenbei.)

Ganz ausgezeichnet präsentiert sich das große fünfte Kapitel von Weisbachs Werk, das auf anderthalb Hundert Seiten die monumentale Bildnerie behandelt, also im Wesen Bauplastik. Ab 1100 erlebt diese einen gewaltigen Aufschwung, ausgehend von Südfrankreich und Nordspanien. Hier gibt der Verfasser Deutungen, die sich organisch und überzeugend als ein Ganzes begreifen lassen. Das gewaltige Thema der Portal- und Kapitellenplastik ist symbolhaft die Verdeutlichung von Schuld und Sühne, das Anschaulichmachen des « Tremendum » (dessen, was den Menschen in frommer Scheu erschauern und erschrecken macht). Der Mensch soll an diesen symbolischen Bildwerken die Schändlichkeit der Lüge, der Üppigkeit, der Luxuria erkennen ; in vielfältiger Gestalt wird auf den Tag der Wiederkehr des Herrn hingewiesen. Vor allem die Portale sind die Orte, an denen eschatologische Gedanken das Bildprogramm bestimmen. Wie weit freilich im Einzelnen jede Gestalt symbolhafte Bedeutung besitzt oder freier Phantasie des Künstlers entspringt, wird sich nie entscheiden lassen.

Der zuständige Kritiker für die rein ikonographischen Untersuchungen Weisbachs weilt leider nicht mehr unter den Lebenden, Pfarrer Richard Wiebel in Irsee bei Kaufbeuren, der Deuter des Schottenportals in Regensburg, dem wir die ganz ausgezeichnete Deutung der Churer Domplastiken verdanken (Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde NF, 1934, S. 251-263 ; 1935, S. 50-63, 93-103). Die Absicht Weisbachs geht freilich über die Ikonographie hinaus ; er sucht die allgemeine Gestaltungsart und den seelischen

Gehalt zu erfassen, der sich in der Form ausspricht. Man wird seine Arbeit mit hohem Gewinne durchstudieren.

Linus Birchler.

Mikoletzky Hanns Leo: Kaiser Heinrich II. und die Kirche. Wien, Universum-Verlag 1946. 92 Seiten (= Veröffentlichungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, hrg. von Leo Santifaller, Band 8).

Nach dem Tode Ottos III. (1002) bemächtigte sich Heinrich, Herzog von Bayern, sobald der Trauerzug auf deutschen Boden gekommen war, der Kaiserleiche und der Kroninsignien. Während der Bayernherzog, der eigentlich zum Priester bestimmt und erzogen war, früher die Klöster gegen die Bischöfe mehr geschützt hatte, setzte er sich nun für diese ein, zunächst um bei der Königswahl ihre Stimmen zu erhalten und dann um während seiner Regierung eine starke deutsche Reformkirche zu schaffen. Heinrich hat « gleichsam aus dem Nichts einen Klerus geschaffen, fast gänzlich aus einwandfreien, streng orientierten Männern bestehend, deren Ergebenheit für das Königshaus unbedingt war und denen das Wohl ihrer Sprengel, frei von persönlichem Nutzen, über alles ging » (S. 38). Unter Heinrich standen das deutsche Königtum und das Papsttum « beinahe gleichberechtigt nebeneinander, und wird der Versuch wechselseitiger Förderung gemacht, wobei die Aufrichtigkeit beider Mächte keineswegs in Zweifel gezogen werden darf ». Freilich erkor Heinrich auch über das Wahlrecht der Domkapitel hinweg einfach Bischöfe, ein Verfahren, in dem eine gewisse grundsätzliche « Investitur » lag, gegen die dann später mit Recht der Kampf eröffnet wurde. Viel schlimmer war es, daß Heinrich eine große Zahl von Abteien den Bistümern überantwortete (S. 43-51). Wenn Hirsch Heinrich II. den « Mönch auf dem Throne » nennt, so kann das wohl für des Herrschers persönliche Vorliebe für das benediktinische Leben gelten, nicht aber für seine Klosterpolitik, die viel Schaden angerichtet hat. Die Abtei Reichenau erlitt schwere Verluste an Kirchenschätzen, das Kloster Johann zu Bergen verlor wichtige Güter, Fulda sah sich in seinem Besitztum wesentlich geschwächt, der Abtei Murbach entging ein Teil ihrer Pfründen. So konnte auch mit der Schenkung von Disentis an den Bischof von Brixen (1020) sehr wohl großer Sachschaden verbunden sein. Diese Schenkung war auch nicht einzig eine persönliche Belohnung für die Verdienste des Brixener Bischofs, sondern auch eine passpolitische Tat (vgl. Disentiser Klostersgeschichte 1 (1942) 82 ff.). Daß schließlich Heinrich II. wegen seiner zielbewußten, aber auch vielfach eigenmächtigen Kirchen- und Klosterpolitik, die auch große finanzielle Interessen aufwies, teilweise in üblen Ruf kam, begreift sich (S. 36-37 mit Belegen).

Am nachhaltigsten ist der bayrische Herzog als Gründer des Bistums Bamberg in die Geschichte eingegangen. Vielleicht spielen hier auch machtpolitische Erwägungen eine gewisse Rolle, geschah doch die Errichtung des Sprengels mitten im schon organisierten Reiche gerade nach der Besiegung des Markgrafen von Schweinfurt (S. 52-53). Auch hierin zeigt sich immer wieder der realpolitische Sinn, den Heinrich gut mit idealen Zielen vereinigen

konnte. Ähnlich verhält es sich auch in seiner Italienpolitik. Der Herrscher wollte nicht wie Otto III. das « römische Imperium » wieder aufrichten, sondern nur das « Reich der Franken » erneuern. Italien war ihm nur Nebenland, solange er weder Macht noch Zeit fand, hier größere Politik zu treiben. Aber er ließ sich doch schon 1004 zum Longobardenkönig krönen, setzte in Italien 42 Bischöfe ein, alles reformeifrige Männer, und unternahm schließlich 1014 seinen Kaiserzug. Er ließ 1020 Papst Benedikt VIII. nach Bamberg kommen, um sein geliebtes Bistum Bamberg dem päpstlichen Stuhl zu überweisen, ebenso die Klöster Fulda und Göß. Die deutsche Kirche sollte vom deutschen Reiche gelöst und dem Papsttum, das damals dem König ergeben war, angeschlossen werden. Das war auch ein Bekenntnis zu Cluny. In diesem Reformsinne fand auch die Synode von Pavia 1022 statt und im folgenden Jahre die Begegnung des deutschen Kaisers mit dem französischen König Robert II. in Ivois, wo wiederum die Reform der Christenheit neben andern Themen zur Diskussion stand. Aber gegen die römisch-päpstlichen Tendenzen des Kaisers taten sich die Bischöfe zuerst 1023 in Seligenstadt und 1024 in Höchst am Main zusammen (hier war auch der Churer Bischof zugegen), was den Papst zur Vorsicht mahnte. Im gleichen Jahre starben Benedikt VIII. und Heinrich II.

Im Einzelnen findet sich in der vorliegenden Arbeit manche gewagte und problematische Ansicht. Daß der Kaiser eine « vielfach zelotische Frömmigkeit » hatte, wie « alle seine Zeitgenossen », wäre erst zu beweisen (S. 20, vgl. 15 zur Ermordung Ekkehard von Meißen). Nach M. war die « sterile Ehe dem König nur willkommen, da er nun « einen halbwegs brauchbaren Grund » hatte, das Bistum Bamberg zu gründen (S. 24). Ebda. sagt der Verf.: « Dagegen hat er wohl seine Gattin heiß geliebt und diese Beziehung ist der einzige freundliche Zug an König Heinrich, nicht sein einziger menschlicher allerdings. » « Häufig sind seine Scherzworte, ebenso häufig wird von seiner Neigung zum Witz berichtet, aber stets sind diese Spässe scharf und verletzend. » Hier sind das derber gesinnte Mittelalter, aber auch die typisch bayrisch-handfeste Art Heinrichs sehr zu beachten. Das gilt auch für die der Vita Popponis entlehnte Episode, wonach sich ein mit Honig bestrichener Gaukler zum Ergötzen des Kaisers von einem Bären ablecken ließ. Dem Verf. fällt es bei dieser Szene schwer, sich « den meditierenden Heiligen der Legende vorzustellen. Viel leichter gelingt es, diese Züge auf die andere, sichtbar werdende Seiten Heinrichs abzustimmen: auf seine Unaufrichtigkeit und Tücke, auf seine stellenweise erwähnte Grausamkeit und Strenge ». Dabei stützt sich M. immer wieder gerne einseitig auf Bruno von Querfurt. Wenn Heinrichs Stellung in den Eheprozessen seiner « religiösen Überzeugung » und dann auch seinen « haßvollen Gefühlen » zugeschrieben wird, so ist das nicht recht verständlich (S. 25-26). Daß Heinrich II. den Papst Benedikt VIII. anerkannte und den abgesetzten Gregor indes nicht unhöflich abstieß, deutet Verf. gleich als « Freude am doppelten Spiele » (S. 59). Ebenso problematisch ist die Charakteristik der Regierungsmethode: « Heinrich ist der erste Monarch des Abendlandes, der ein Regierungsprogramm besaß und sich bemüht zeigte, es zu verwirklichen » (S. 43). Er « war ein Diplomat von

Rang » (S. 16). Dagegen äußert sich M. anderswo (S. 22) : « An Morgen dachte dieser seltsam zeitgebundene Mann ja nicht, dessen ganze Besorgnis dahin ging, im Augenblick seine Pflicht zu erfüllen, und dessen oft kindliche Naivität gleich so vielen seiner Zeitgenossen nur das Nächstliegende erfaßte. » « Heinrich war kein Politiker, denn er verstand die Folgen seiner Handlungen nicht zu berechnen. » Mit etwas mehr Wohlwollen hätte Heinrich II. besser erfaßt werden können. Aber vielleicht liegen die Probleme noch tiefer : es handelt sich um das Verhältnis von Kirche und Staat im Mittelalter, das bei der ganzen Beurteilung immer wieder sichtbar wird. « Daß Heinrich II. meinen konnte, die beiden Elemente, Kirche und Staat, als Einheit behandeln zu dürfen, war der Irrtum seines Lebens. » Konrad II, hat « durch seine geschlossene Kraft den Bau » noch zusammengehalten, während Heinrich III. schon bereits der erstarkten Kirche schwach gegenüber stand, die nun ihrerseits Vorherrschaftspolitik treiben konnte (S. 18, 85). Dementsprechend finden wir die positiven Seiten der Vereinigung von Kirche und Staat seit Otto I. und die idealen Ziele der Reform viel zu wenig beachtet. Unter den Karolingern und Ottonen ist schließlich doch eigentlich die Christianisierung des Abendlandes tiefer gedrungen. Und weil der Staat der Kirche die Macht verlieh, konnte diese eine so große kulturelle Mission unternehmen. Daß die erstarkte und reformierte Kirche sich dann gegen den Staat selbst wenden mußte, um ihren überzeitlichen Zielen treu zu sein, war freilich tragisch.

Trotz dieser kritischen Bedenken stehen wir nicht an, den Scharfsinn und den Geist anzuerkennen, den M. in seinem nicht immer leicht zu lesenden Buche zeigt. Ausgenommen die Literatur über die schweizerischen Belange (Basel, Disentis, Einsiedeln), verfügt M. souverän über das gesamte Schrifttum und vor allem auch über die Quellen. Ein Vorzug ist es auch, daß Mikoletzky im Gegensatz zu Holtzmann das mittelalterliche Nationalitätengefühl nicht überschätzt. Wer die Forschungen von Zatschek kennt, wird allerdings diese Stimmungen auch nicht unterschätzen. Das vorliegende Buch wird trotz seiner gewagten Grundeinstellung Manches beitragen, um Heinrich II. kritischer und genauer zu erfassen.

P. Iso Müller.

René Metz : La Monarchie française et la provision des bénéfices en Alsace de la paix de Westphalie à la fin de l'Ancien Régime (1648-1789). Editions F.-X. Leroux & Cie. — Strasbourg-Paris 1947. 435 pp.

Le gros et dense ouvrage que vient de publier M. René Metz est le fruit de longues années de recherches, nous dit M. Le Bras dans la préface. On s'en serait douté, car le problème de la provision des bénéfices n'est pas de ceux qu'on traite en un tour de main. Complexe en elle-même, la question le devient davantage encore quand il s'agit de l'Alsace, ce pays au passé historique si mouvementé.

Après un avant-propos très suggestif sur la documentation du sujet, sur les travaux d'approche, l'auteur situe son travail de façon claire dans

une importante introduction où il analyse l'état d'esprit de l'Alsace au lendemain de son annexion à la France, en 1648. La conquête morale de populations plutôt hostiles reste à faire après la conquête militaire de ces régions. Mais pour « gagner les cœurs de ces nouveaux sujets et les faire devenir bons Français », mission confiée par Colbert aux intendants du roi dans ces territoires, il importe de s'assurer le concours de tous les éléments susceptibles de hâter la réalisation de ce vœu, de gagner en particulier l'appui du clergé dont l'influence est grande sur ces populations catholiques. Le contrôle des bénéfices ecclésiastiques étant un excellent moyen d'avoir prise sur ce clergé, le mode de provisions à ces bénéfices, dont l'Alsace est particulièrement riche, ne saurait laisser indifférent le nouveau maître de ces territoires. La tentation sera grande pour lui de vouloir disposer à son gré au moins des bénéfices majeurs, comme il pouvait le faire en France en vertu du Concordat de 1516. Mais cette convention ne s'étend pas à l'Alsace. Imposer ici d'autorité le régime bénéficial en vigueur en France, c'est s'aliéner le clergé et perdre son appui dans l'œuvre de ralliement des esprits à la Royauté. Le roi renonce à ce moyen direct et décide le maintien du *statu quo*.

Quel était donc le régime bénéficial de l'Alsace avant 1648 ? C'est à l'étude de ce problème que l'auteur consacre la première partie de son ouvrage. Prenant séparément chacun des diocèses qui se partagent la juridiction spirituelle sur territoire alsacien, il passe en revue tous les bénéfices, des bénéfices épiscopaux aux curiaux, en passant par ceux des abbayes, des chapitres et des couvents. L'examen minutieux du mode de provision de chacun des bénéfices majeurs en particulier, au moment de l'annexion et jusqu'à la fin de la période, prouve que le système bénéficial de l'Alsace était régi, somme toute, par le Concordat de Vienne, dit Concordat germanique de 1448, mais nulle part appliqué à la lettre. La convention prévoyait le système électif pour les dignités ; pour les autres, la libre provision par les collateurs ordinaires ; et l'étude montre que la France maintint effectivement le *statu quo*, même pour les abbayes, cette chasse gardée du roi dans le reste du pays. L'abbaye commanditaire de Murbach constitue la seule exception à cette règle.

Mais on le devine, cette magnanimité calculée du roi ne va pas sans contrepartie. On essaiera d'atteindre par un détour ce qui n'a pu être obtenu directement, à savoir, le contrôle des provisions aux bénéfices. Dans la seconde partie du livre, usant de la même méthode que dans la première, l'auteur étudie les divers moyens employés par le roi pour arriver à ses fins, moyens qui rendent en grande partie illusoire la liberté concédée en feignant de respecter le droit antérieur. L'espoir un moment caressé d'une mainmise directe possible sur les bénéfices par l'obtention d'indults s'évanouit très vite devant le refus décidé du Souverain Pontife. Le gouvernement royal adopte alors deux principes directeurs : éviction systématique des clercs étrangers, formation d'un clergé indigène par des séminaires à créer, et multiplication adroite de ses ingérences dans la provision des bénéfices.

M. Metz a su rendre très intéressante cette étude des procédés royaux

utilisés pour obtenir que les membres du clergé soient français, de naissance ou d'option ; car on tenait que « des étrangers non intéressés au royaume ne pouvaient former convenablement dans leurs devoirs les esprits vis-à-vis de la royauté ». Si, malgré des ordres sévères, le roi est contraint au début d'user de tempérament et de tolérer à cause de la langue un bon nombre de prêtres allemands ou suisses pour remplacer le clergé d'Alsace terriblement décimé par la guerre de Trente Ans, dans la suite, ces ordres seront appliqués avec toujours plus de rigueur à mesure que le clergé d'Alsace retrouve ses anciens cadres. Au début du XVIII^e siècle, on procède à une sorte d'épuration et, au cours des années qui suivent, il sera très difficile à un étranger d'occuper un bénéfice dans ces régions, surtout un bénéfice attaché à un office important. Les couvents ne pourront plus admettre de religieux étrangers, sauf rares exceptions en faveur du couvent limitrophe de Lucelle, par exemple, pour les sujets suisses, ou aussi, en faveur des Jésuites. Encore, les candidats devaient-ils être « issus de familles affectionnées à la France ». L'octroi de lettres de naturalisation, assez fréquent au début, se fit de plus en plus rare et fut soumis à toutes espèces de conditions : restriction, en nombre et en importance, des bénéfices accessibles, réserves gallicanes, résidence dans le royaume, obligation de porter les causes bénéficiales au for de l'Ordinaire du lieu.

Le gouvernement du roi fut moins heureux dans ses projets d'amener les évêques de Bâle et de Spire à créer un séminaire pour sujets français dans la partie de leur diocèse située en Alsace. L'essai fait en 1663 par Mazarin de créer un séminaire à Thann, échoua presque aussitôt. Quant aux élections, théoriquement libres, le système de surveillance royale qui les accompagnait sous couvert de « sauvegarder les intérêts du roi », rendait cette liberté pratiquement illusoire. Les motifs d'interventions étaient des plus variés : contrôle du choix des coadjuteurs, obligation de recours au roi pour autoriser ou ratifier l'élection ; dans les abbayes, choix limité à trois candidats, envoi de commissaires royaux, charges financières imposées au nouvel Abbé ; surveillance des élections dans les chapitres, droits des intendants et limitation des droits des patrons protestants touchant les bénéfices curiaux, etc. Car, en fait de provision directe, il ne restait au roi que fort peu de chose : quelques privilèges hérités des archiducs ou de l'empereur pour la collation d'une prébende dans certains chapitres et la libre provision des « cures royales », fondations nouvelles qui se multiplient au XVIII^e siècle.

L'enquête terminée, l'auteur se demande si la politique bénéficiale de la France a atteint son but : « renouveler les cœurs de ces peuples et les faire devenir bons Français ». Il est indéniable que la magnanimité apparente et la souplesse du roi, qui a su éviter tout principe rigide en ces matières — il était servi du reste par d'excellents intendants — lui ont gagné le clergé dont l'influence sur les populations s'est exercée ensuite dans le sens attendu. L'auteur, à vrai dire, élargit un peu ses conclusions et pose le gros problème des effets de la politique française en Alsace sur la situation religieuse. Délicate question qui ne s'imposait pas ici. Dans le cas présent, on ne saurait juger l'arbre à ses fruits ; si l'Alsace connaît, après 1648, une belle

renaissance religieuse, c'est l'effet principalement, là comme ailleurs, de la restauration tridentine. Autrichienne ou française, l'Alsace eût vécu ce renouveau. Entre ceci et la politique de la France, il y a rapport de simultanéité plus que rapport de cause à effet et l'auteur a trouvé la formule la plus adéquate en disant que le système appliqué par le roi a été le moins mauvais qui pouvait être.

Tel qu'il se présente, l'ouvrage de M. Metz est une thèse magistrale, exposée avec un véritable luxe de preuves ; la clarté du texte, l'équilibre et l'articulation précise des parties, la solidité et la probité de l'enquête ainsi que la rigoureuse méthode adoptée en font un ouvrage modèle sur ces matières ingrates où les bonnes études ne foisonnent certes pas.

Au cours de ses vastes recherches d'archives, qui supposent un énorme travail de dépouillement, l'auteur est amené à vérifier, à rectifier bien des questions d'histoire. Certains points de vue pourraient se discuter. Ainsi, il ne semble pas que le chapitre collégial de Lautenbach doive être attribué dès les origines au diocèse de Strasbourg (p. 192). Situé dans le diocèse de Bâle mais sur une enclave de la principauté épiscopale de Strasbourg, ce chapitre était exempt. L'opposition farouche du chapitre, appuyé par les officiers strasbourgeois, aux mesures de réforme de l'évêque de Bâle qui, précisément, ne s'est jamais désintéressé de Lautenbach, a pu motiver, dans la suite, lorsque le problème sera posé dans ces termes, l'option des chanoines pour le diocèse de Strasbourg. Après le concile de Trente, contre l'évêque de Bâle qui voulait faire passer ce chapitre du diocèse sous sa juridiction ordinaire, ce dernier argue de son exemption, non pas de son rattachement au diocèse de Strasbourg et finalement, c'est l'évêque de Bâle que Rome choisit pour visiteur apostolique des exempts de son diocèse, y compris Lautenbach. Si le prince-évêque de Strasbourg possède le droit de collation à certaines prébendes du dit chapitre, c'est probablement en sa qualité de prince du lieu et non en sa qualité d'évêque.

Les motifs qui, en 1766, ont incité le roi à ne pas faire d'ennuis à l'évêque de Bâle en urgeant la création d'un séminaire sur territoire alsacien ont pu être dictés par l'intérêt (p. 288), mais nous sommes alors à la période « française » de la principauté bâloise et les princes-évêques sont très bien en cour auprès du roi et de ses ministres. Assez fréquemment dans le livre, d'importantes citations latines, voire allemandes (p. 205), sont insérées dans le texte, sans traduction en note. En plaçant cette traduction dans le texte, quitte à reproduire en note la version originale, on aurait rendu plus accessible aux lecteurs un livre français de l'envergure de celui que nous venons de présenter et qui est destiné à plus qu'un petit cercle d'initiés.

La bibliographie exhaustive du début ainsi que l'index détaillé des noms et des matières font de ce livre un ouvrage précieux de consultation sur le problème traité. Ajoutons que le signalement de ce beau travail s'imposait ici, car son intérêt dépasse le cadre de l'Alsace ; outre qu'une large part y est réservée à l'ancien diocèse de Bâle, nombreuses y sont les considérations qui, sur le même sujet, valent également pour les régions suisses limitrophes.

André Chèvre.

Groote, Gerrit : Die Nachfolge Christi oder das Buch vom innern Trost.
In dem Text vom Jahre 1384 tunlichst wiederhergestellt, verdeutscht und
erklärt durch F. Kern. Olten, Walter 1947. 415 Seiten.

Die Nachfolge Christi hat den Ruf, neben der Bibel das meist gelesene religiöse Buch zu sein. Sie ist ein herrliches Trost- und Erbauungsbuch und wir begrüßen es, daß der Verlag sie in neuer deutscher Übertragung vorlegen will. Die Frage ist nur, wie weit die *vorliegende* Ausgabe diese Absicht verwirklicht.

Kern will uns die *Urform* der *Imitatio* bieten, also einen Text, der vom bisherigen nicht wenig abweicht. Als Verfasser der Schrift bezeichnet er Gerhard Groote (1340-84), den Urheber der *Devotio moderna*; die *Nachfolge Christi* sei aus seinen Tagebüchern und Aufzeichnungen hervorgegangen. Er folgt hierin der von P. Hagen und J. van Ginneken aufgestellten Hypothese. Was ist zur Sache zu sagen?

1. Es ist zuzugeben, daß zu dem von Thomas von Kempen herausgegebenen Texte der *Nachfolge Christi* Vorbilder und Vorstufen bestanden haben, sei es in lateinischer sei es in niederdeutscher Sprache. Ebenso ist zuzugeben, daß die Entstehung dieser Texte am besten im Kreise der *Devotio moderna* gesucht wird. Aber es steht keineswegs fest, daß *alle* jene « *Textes prékempistes* », die Hagen und van Ginneken als Vorstufen der *Imitatio* hinstellen, wirklich Vorbilder und nicht teilweise spätere Bearbeitungen der Schrift sind. Erst gar die Zuteilung dieser Texte an Groote ist über den Wert einer ziemlich schwach begründeten Hypothese bzw. Vermutung nicht herausgewachsen und hat darum außerhalb des unmittelbaren Schülerkreises von van Ginneken nirgends Anklang gefunden. Die Urheberschaft Grootes als unzweifelhaft hinzustellen, ist eine unwissenschaftliche Übertreibung und eine Irreführung des Publikums. Van Ginneken hat übrigens seine Meinung wenigstens zweimal geändert und bald auf eine lateinische bald auf eine niederdeutsche Vorlage der *Imitatio* getippt; eine solche Meinungsänderung ist nicht geeignet, den Historiker zu beruhigen. Man ist auch überrascht, in der Neuausgabe das vierte Buch vorzufinden, das bisher nicht als « *prékempiste* » erachtet wurde. Kern selbst vermag in seiner Ausgabe für die Urheberschaft Grootes keine neuen oder gar durchschlagenden Beweise anzuführen. Der, übrigens in einem krausen Deutsch geschriebene, Lebensumriß Grootes, welcher der Neuausgabe beigelegt wird, enthält diese Beweise nicht; soweit er sich wiederum auf die *Imitatio* selbst beruft, ist er überhaupt nicht beweiskräftig, weil das Ganze ein Zirkelschluß ist, indem das Buch, für welches die Herkunft von Groote bewiesen werden soll, als Quelle für den Lebenslauf Grootes angerufen wird. Groote als den unzweifelhaften Verfasser der *Imitatio* hinzustellen, ist darum unwissenschaftlich. Die Forschungen von Don Huyben und anderer, die sich mit den Hypothesen von van Ginneken ernstlich auseinandersetzten, mit keinem Worte zu erwähnen, geschweige denn auf sie einzugehen, ist eines objektiven Historikers unwürdig.

Es ist auch zu sagen, daß die einzige Textform der *Imitatio*, welche Verbreitung fand und den Ruhm des Buches begründete, jener *Textus*

receptus is , dessen letzter Redaktor Thomas von Kempen war. Ohne diese letzte Redaktion wäre die Nachfolge Christi in ihrer Urform eines jener vielen Werklein geblieben, die zwar in ein paar Handschriften verbreitet, aber nie gedruckt worden wären. Der Text des Thomas von Kempen ist der einzige Text von wirklich historischer Bedeutung ; seine Vorbilder vermögen höchstens den Forscher zu interessieren.

2. Kern kündigt die kritische Ausgabe des lateinischen Textes an, nach welchem seine Übertragung angefertigt wurde. Es wäre logisch gewesen, zuerst den lateinischen Text und dann die Übersetzung herauszugeben, denn die wissenschaftliche Arbeit muß der Vulgarisation naturgemäß vorangehen. Was in den Erklärungen über die Textherstellung gesagt wird, macht einen nicht recht klug und ist nicht geeignet, besonderes Vertrauen einzuflößen. Es wird sehr schwierig sein, durch mindestens vier Schichten hindurch einen einwandfreien « Urtext » wissenschaftlich herzustellen. Ich behalte mir hier mein Urteil auf später vor.

3. Die Übersetzung selbst kann längst nicht allen Ansprüchen genügen. Ich habe mehrere Stichproben gemacht und zweifle an der Richtigkeit der Übertragung an mehr als einer Stelle. An ändern ist der Sinn unerfindlich oder falsch. Es fällt auch auf, daß der Übersetzer allzu gern in altertümelnden Neologismen macht, die ein normaler Leser nur dann versteht, wenn er auch den bisherigen lateinischen Text zur Hand nimmt. Beispiele : Gewissensharm (*laesio conscientiae*), andächtige Zusprache (*collatio* !), Gott frei ledig stehen können (*Deo vacare*, heißt : sich mit Gott beschäftigen), nach vielen Jahren der einbekannten Gottesverehrung (*post multos annos professionis*, heißt : nach vielen Jahren Ordensleben !), Je eingewohnter desto ernerischer (Sinn unerfindlich), Sonderliebe (*amor privatus*), hehlings (*occulte*), Habit und Tonsur tragen dir Geringfügiges zu (*modicum conferunt*, heißt : nützen dir wenig), Um die Hauptfeste berichte des Herrn und der Heiligen Geschichte (Sinn unerfindlich), Kreuzmale (*stigmata*), Zunieden des Geliebten stellt er alles Verliehene (*infra dilectum omnia data ponit*, heißt : er schätzt die Gaben weniger als den geliebten Geber), Widernis (*contrarium, contrarietas*), handelt weislich (*discrete agit*), Ichverzicht (*abnegatio sui*), die Umtriebigen (*gyrovagi*, heißt : Wandermönche oder Zigeuner), das einfältige Auge der Minnung (*oculus intentionis*), Wortgeklingel (*strepitus verborum*), Wortpfeile (*verborum iacula*), zum preislichen Ende (*ad laudabilem finem*), ungespeist (*ieiunus*) usw. Hoffentlich gehören solche Stellen nicht zur « unvergleichlich eindrucksvolleren Urfassung », von der der Waschzettel des Buches spricht.

Wir legen dem Verlag nahe, sich vor der Annahme gewisser Manuskripte mit irgendeinem zuverlässigen, in der Literaturgeschichte der Theologie bewanderten schweizerischen Historiker zu beraten ; denn mit Albert dem Großen, Die Einigung mit Gott, ist ihm bereits einmal ein ähnliches Mißgeschick passiert. Das Bedürfnis an apokrypher aszetischer Literatur ist also befriedigt !

Dr. Dominikus Planzer O. P.

Leodegar Hunkeler : Vom Mönchtum des heiligen Benedikt. Gedanken über benediktinische Wesensart, Geschichte und Kultur. Hess, Basel, 1947, 166 Seiten. Pappband Fr. 9.- Leinenband Fr. 10.50.

Le R^{me} P. Abbé d'Engelberg nous donne, dans ce volume, une courte histoire du monachisme bénédictin. L'expression est prise, avec raison, dans son acception la plus large : l'auteur y fait entrer les Bénédictins, les Cisterciens, les Trappistes. A l'extrême frontière se trouvent ces ermites, d'Italie surtout et de France qui, s'inspirant de la première phase de la vie de saint Benoît, celle de Subiaco — idéal que celui-ci n'a d'ailleurs jamais désavoué dans la suite —, méritent d'être englobés dans la famille bénédictine dans la mesure où ils ont accepté un point ou l'autre de la Règle : que ce soient les Camaldules, adoptant l'office en commun, ou les moines de Vallombreuse, qui finirent par se constituer en véritables couvents, avec l'accent porté principalement sur la vie contemplative. Plus tard, apparaissent d'autres familles à tendance érémitique : les Silvestrins, les Célestins, les Olivétains, qui se sont groupés ensuite, aux XIII^e et XIV^e siècles, empruntant certaines particularités aux ordres mendiants, spécialement aux Franciscains.

Le moine, souligne Mgr Hunkeler, est un contemplatif qui s'est isolé des hommes, tendant donc à un idéal différent de celui des ordres ultérieurs, éminemment actifs, dont le but est d'agir dans le monde et d'y demeurer par conséquent ; et c'est pourquoi, si tout moine est un religieux, l'inverse n'est pas vrai. (p 11).

L'auteur analyse longuement la règle de saint Benoît, et c'est pénétré des conceptions du patriarche d'Occident, interprétées cependant sans rigueur, qu'il décrit et juge l'évolution du bénédictinisme, appréciant à la lumière de ces principes, notamment de l'*ora et labora*, les diverses manifestations qui apparaissent dans la suite.

Cluny fait trop exclusive, au détriment du travail, la part de la prière liturgique. Cîteaux, dont l'impétueuse force d'expansion fut un peu inquiétante au début (p. 102) rejoignit ensuite la tradition bénédictine la meilleure, mais s'astreignit tout d'abord trop littéralement au texte de la Règle, sans tenir compte de l'évolution légitime, et accorda au souvenir de saint Bernard une part prépondérante, aux dépens de saint Benoît.

Avec Solesmes et Dom Guéranger, c'est une conception nouvelle qui prend naissance, différente de celle des vieilles abbayes, qui conservent quelque chose de chacun des nombreux siècles qu'elles ont traversés, et qui s'étaient renouvelées à l'époque de la Contre-réforme, au XVII^e siècle, orientant leur activité vers l'école et la pastoration, se laissant imprégner par certaines formes nouvelles de dévotion, acceptant l'esthétique du baroque et du rococo dans leur architecture et dans leur chant liturgique. C'est dans cette ligne que s'est opérée la réforme monastique en Bavière et qu'ont été créés les couvents bénédictins d'Amérique. Solesmes prend au contraire comme idéal le monachisme du moyen âge et spécialement celui de Cluny. Beuron, le pendant allemand de Solesmes, a également donné naissance à une congrégation, qui, elle, s'est inspirée essentiellement de

la Charte de charité des Cisterciens, tandis que St. Otilien est devenu le centre des initiatives bénédictines missionnaires. Bref, aujourd'hui, comme autrefois, parmi les héritiers du patriarche d'Occident se rencontrent des congrégations dont les conceptions sont partiellement différentes ; elles n'en sont pas moins des membres authentiques de la grande famille bénédictine. On sent que celle qui a les préférences de notre auteur est celle de nos abbayes suisses, qui ont su évoluer, s'adapter aux besoins nouveaux, ouvrir des collèges, s'occuper des missions. Le Bénédictin regarde comme fondamentale la notion d'attachement à la maison de sa profession monastique, qui est pour lui sa famille, comme l'Abbé est son père. Au lieu que le Dominicain, le Franciscain ou le Jésuite sont là tout d'abord pour l'ordre ou du moins pour la province, le Bénédictin lui, demeure lié, même s'il en est momentanément ou plus longuement éloigné, à son couvent, où il viendra terminer ses jours et où son souvenir demeurera pendant des siècles, parce que ses frères, longtemps encore, se souviendront de lui au jour anniversaire de sa mort.

L'exposé de Mgr Hunkeler est celui d'un connaisseur, qui a longuement réfléchi sur la vie bénédictine, qui en parle avec autorité et, par endroits, avec une émotion communicative. Etant donné le but poursuivi, il a renoncé à citer des références et à munir de notes les pages de son exposé, qui n'en est pas moins solidement charpenté et sérieusement documenté. L'esprit est irénique, conciliant, parfois même un peu trop. L'auteur écrit par exemple : « Si l'on divergeait de sentiments sur des questions de détail, il y avait cependant accord cordial quant au fond, ainsi qu'on peut s'en rendre compte par la correspondance échangée entre Pierre le Vénéral et saint Bernard » (p. 86). C'est atténuer un peu trop le dissentiment qui mit aux prises les deux grands hommes, conflit dans lequel, d'ailleurs, ce n'est pas à l'abbé de Cluny que nous donnerions les torts.

Mgr Hunkeler n'a évidemment pas voulu énumérer toutes les abbayes bénédictines ; mais il rencontre dans son exposé les principales d'entre elles. Il a au surplus réparti, au cours de son volume, au moyen de compositions à la plume (très bonnes comme dessin, mais dont l'exécution aurait gagné parfois à être plus soignée, plus minutieuse) les plus connues de Suisse et de l'étranger. Il a enfin mis en appendice 16 planches photographiques, reproduisant, un peu au hasard, d'anciens tableaux, des estampes, des manuscrits, des églises monastiques, des couvents.

Œuvre de vulgarisation destinée au grand public, le livre de l'Abbé d'Engelberg est un résumé limpide et bien présenté de l'histoire de la grande famille de saint Benoît — soit donc, à peu d'exceptions près, de la seule forme de vie monastique en Occident jusqu'à l'apparition des chanoines réguliers et des ordres mendiants — exposé qu'il poursuit jusqu'à nos jours, consacrant quelques pages aux couvents de femmes et insistant en outre, pour terminer, sur tout ce que la civilisation doit au patriarche d'Occident.

L. Wæber.

Jean-Charles Biaudet : Echos du Sonderbund. Lettres choisies de Samson Vuilleumier 1847. Lausanne 1947. Editions de l'Eglise nationale vaudoise, rue Pichard 20, 254 pages. Fr. 7.50.

Né en 1804, Samson Vuilleumier fut successivement pasteur à l'église française de Bâle, à Chesalles et à Moudon, puis professeur de théologie à l'Académie de Lausanne, premier président du Synode et enfin pasteur à Lausanne. Malade, il se démit de ses diverses fonctions et mourut en 1889.

Aux Editions de la Concorde, MM. Robert Centlivres et Henri Meylan ont déjà publié, en 1947, sous le titre : *L'Eglise vaudoise dans la tempête*, des lettres écrites, au cours des années 1843 à 1846, par Samson Vuilleumier à ses amis de Bâle au sujet des difficultés qui furent, dans le monde ecclésiastique protestant, la conséquence de la révolution vaudoise de 1845, conflit au cours duquel notre pasteur, après bien des angoisses et des perplexités, se résolut à demeurer fidèle à l'Eglise nationale.

Dans le présent volume, ce sont des extraits de lettres adressées par Samson Vuilleumier à ces mêmes correspondants ainsi qu'à son beau-père, pasteur à Bâle, que publie M. Biaudet, dans la mesure où elles apportent quelques renseignements ou quelques détails intéressants sur l'affaire du Sonderbund.

Après une introduction dans laquelle il retrace la carrière de Samson Vuilleumier et rappelle assez longuement le conflit de conscience auquel il fut aux prises, M. Biaudet nous donne, dans une Notice historique d'une centaine de pages, le résumé des événements qui, pendant un demi-siècle, ont précédé chez nous le Sonderbund : pacte fédéral de 1815, tentatives de le remplacer par une constitution plus libérale, articles de Baden, suppression des couvents en Argovie, première ébauche, en 1843, d'une alliance séparée, appel des Jésuites à Lucerne, expéditions de corps francs, arrivée des Jésuites à Lucerne, formation proprement dite du Sonderbund, sa dissolution au moyen de la douloureuse, mais heureusement courte campagne de 1847, et enfin la constitution de 1848, aboutissement de ce demi-siècle d'histoire nationale.

Tout ceci est raconté d'une manière très claire et au surplus singulièrement vivante. L'auteur se meut à l'aise dans cette période qu'il connaît fort bien, ayant déjà publié, en 1941, un livre intitulé *La Suisse et la monarchie de juillet* (Cf. cette Revue, 1942, p. 155). L'enchaînement des faits est habilement souligné, ou plutôt, il ressort de la manière même dont ils sont rapportés.

Ce n'est pas qu'il n'y ait aucune réserve à faire au sujet d'affirmations relatives à l'Eglise catholique ou à ses adeptes. Parmi ces derniers — M. Biaudet rappelle qu'Augustin Keller en était — il en est qui n'ont pas eu l'attitude qu'aurait dû leur dicter la foi de leur baptême. Ils n'ont cependant été qu'une minorité et l'auteur généralise trop en disant que, après 1815, le Saint-Siège ayant su « profiter des circonstances pour asseoir plus fortement sa position en Suisse, le clergé avait bien voulu ou, faute de pouvoir résister, avait dû se soumettre aux volontés romaines, et les gouvernements eux-mêmes ne s'étaient opposés que faiblement à la dépendance directe

dans laquelle la curie romaine s'efforçait de tenir les évêchés suisses et les fidèles » (p. 65). Vus sous cet angle, les articles de Baden n'ont pour but que de « combattre l'influence de la curie romaine sur les institutions publiques de la Suisse » (*ibid.*), d'obtenir « une meilleure organisation de l'Eglise catholique en Suisse... et de sauvegarder les droits de l'Etat dans le domaine ecclésiastique » (p. 66). En réalité, ces articles visaient à l'assujettissement de l'Eglise et, qu'ils fussent de Suisse ou d'ailleurs, leur condamnation de la part de Grégoire XVI n'avait donc pas de quoi surprendre. Notre auteur, au contraire, déclare : « S'il n'y a rien là que Rome n'eût accordé depuis longtemps déjà à des Etats tels que la France et l'Autriche, ces concessions avaient été faites à de grandes puissances, dictées par d'impérieuses nécessités. Il pouvait en être autrement avec la Confédération suisse » (p. 67). L'affirmation est gratuite, pour ne rien dire de plus.

Il est inexact de prétendre que l'Eglise catholique, même à l'époque de Grégoire XVI, ait redouté la démocratie, y voyant un principe opposé à ceux qu'elle soutient (p. 65) et tout autant d'affirmer qu'« elle se réconcilie avec le suffrage universel dès qu'elle s'aperçoit qu'il n'est pas très difficile... de le diriger, de faire de la démagogie cléricale » (p. 77). Dans la question des Jésuites, M. Biaudet souligne bien que ceux-ci n'ont nullement cherché à s'installer à Lucerne et que le Provincial en particulier y était opposé, mais il a tort d'ajouter que cet appel était « un défi lancé... aux catholiques qui essaient d'échapper à la tutelle romaine » (p. 102).

La 2^e partie du volume est consacrée aux lettres de Samson Vuilleumier. Dans les premières, qui datent du début de 1847, il est surtout parlé des scissions politico-religieuses de l'époque, du conflit dont il a été question plus haut, du renchérissement de la vie et des abus de certains producteurs cherchant à profiter de la situation, du fléchissement de l'esprit religieux ainsi que de la moralité. P. 138, notre pasteur fait cet aveu significatif : « Ne nous vantons pas : avec toutes leurs superstitions, les populations catholiques de la Suisse valent mieux que les nôtres. Le magnificat chanté à l'Hôtel de Ville à Fribourg lors de la dernière insurrection nous fait honte. »

Puis, dès le milieu de l'année, c'est la perspective de la guerre qui passe au premier plan. S. Vuilleumier la déplore ; jusqu'au dernier moment, il se refuse à y croire et lorsqu'elle est déclenchée, il en souffre profondément. Il se console en constatant que les soldats qu'il voit passer et stationner à Moudon sont, moralement et religieusement, bien disposés. Il n'y a chez eux aucun fanatisme anticatholique. Il n'y en a pas non plus chez notre pasteur qui, par ex., intervient pour obtenir la libération d'un curé fribourgeois enlevé comme otage.

Les premiers coups de canon qu'il perçoit dans le lointain lui déchirent le cœur. Apprenant la capitulation de Fribourg, il écrit, en songeant aux victimes qui ont ainsi été épargnées : « Je plains Fribourg, mais je bénis Dieu » (p. 238). Le service religieux militaire (protestant) célébré, après la reddition de la ville, sur la place de Notre-Dame — cérémonie à laquelle, lui raconte un témoin oculaire, aucun bourgeois n'avait assisté (p. 206) — lui dicte cette remarque, qui détonne après ce qui précède : « Depuis la Réformation, le papisme n'a pas reçu en Suisse un plus rude échec que celui

qu'elle (Fribourg ?) subit aujourd'hui » (p. 200), et cette autre, au sujet des prisonniers valaisans : « Quelle belle capture pour le protestantisme ! Vous n'avez plus besoin d'envoyer des évangélistes au loin pour amener les papistes à la Réforme » (p. 201).

Et puis, c'est l'arrivée des blessés, résignés, dans les hôpitaux, la ruée de leurs proches, comme aussi de tous ceux qui ont des parents sous les drapeaux, pour obtenir des nouvelles ; et enfin, au début de 1848, le retour de l'armée fédérale.

Ces lettres, M. Biaudet les a accompagnées de nombreuses notes fort précises sur chacun des personnages qui y sont mentionnés ou sur les faits qui nécessitent une explication. La correspondance de S. Vuilleumier fait toucher du doigt les horreurs de la guerre, même réduite aux limites de celle du Sonderbund. On y saisit, dans des faits concrets, les réactions de la nature humaine : les unes nobles et émouvantes ; d'autres, plus rares, au contraire matérialistes et égoïstes. On saura gré à M. Biaudet d'avoir publié ces extraits et d'avoir fourni ainsi aux historiens, pris sur le vif, quelques éléments de détail, sans doute, mais précieux, permettant d'illustrer les années dont nous commémorons le centenaire.

L. Wæber.

Mitteilung der Redaktion

Mit dem Beginn des neuen Jahrgangs 1948 ist die Zeitschrift in den Verlag der Paulusdruckerei in Freiburg übergegangen. Für ihr Entgegenkommen sind wir ihr zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Es ist uns ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle Herrn Josef v. Matt in Stans als Inhaber des Verlagsgeschäftes für die langjährigen treuen und selbstlosen Dienste, die er unserer Zeitschrift geleistet hat, unsere dankbare Anerkennung auszusprechen. Wir haben dazu umso mehr Anlaß, als ja das väterliche Verlagsgeschäft Hans v. Matt & Co bereits mit der Gründung der Zeitschrift aufs engste verknüpft gewesen ist.